



Uwe Herms

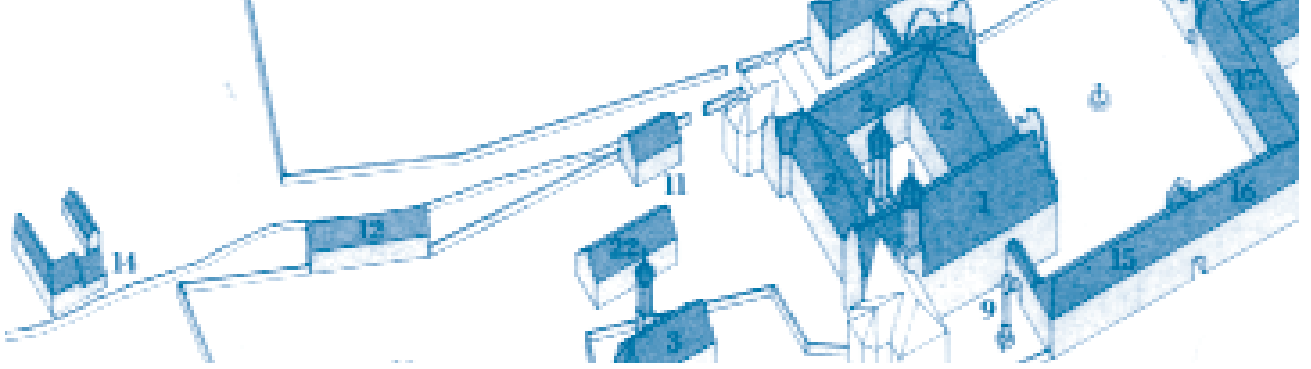
Sprache kann ein kluger Gastgeber sein

Von Mathematikern, auch von Brückenbauern habe ich gelegentlich die Bemerkung gehört, dieser Lösungsweg einer Aufgabe sei eleganter als jener. Besonders bei den so genannten Kurvendiskussionen war das ein Achtung gebietendes Epitheton. Ich brauchte einige Zeit, um hinter den unansehnlichen Zahlenkolonnen die ästhetische Idee zu begreifen. In der Ansammlung von Ziffern, Buchstaben und Zeichen fand ich gerade noch das Σ oder das $\sqrt{\quad}$ hinreichend elegante Erscheinungen, um auf elegantes Denken schließen zu lassen. Das beste Hilfsmittel war tatsächlich der gemeinsprachliche Ausdruck »Eleganz«, der mir als Metapher aus der Warenwelt, der Welt der Mode, bestenfalls der Kunst erschien, wo Schönheit dem Inhalt überzeugenden Glanz verleiht, ihn vielleicht sogar verkörpert. Dass das Denken auf dem Weg zur Lösung elegant sein könne, war mir bei den Sprachgebilden Kants oder Hegels eher in der englischen Übersetzung als am deutschen Original aufgefallen. Vielleicht hatte angelsächsische Darlegungskunst als Kläranlage gewirkt und dem sprachlichen Laboratoriumscharakter der Begriffsanstrengung eine kommensurable Gestalt gegeben.

Die Eleganz mathematischen Lösungsdenkens hinter den Formeln und in den Schädeln ihrer Genies wurde mir erst vollends offenbar, als es starke Rechner gab. Auf deren Monitoren waren eines Tages jene mehrdimensionalen Kurvengebilde zu sehen, denen nicht nur Eleganz, sondern geradezu kosmische Schönheit und vollkommener Kunstcharakter zuzusprechen war. Sie zeigten mir, dass die einsame, vielleicht entsagungsvoll oder bürokratisch er-

scheinende Arbeit an Zahlenwerken von einer wundersamen Vorstellungskraft befeuert sein musste, längst bevor die optischen Kommunikationseigenschaften der Rechner und Monitore Anschauung und Nachweis für jedermann liefern konnten. Was hier aufschien, war zugleich mehr als ein Nachweis. Das Labor der mathematischen Forschung hatte eine Flügeltür zur öffentlichen Verständigung aufgetan. Es war eine Einladung. Eine Einladung nämlich, von der Anschauung her zurückzufragen, wie sie zustande gekommen ist, welche mathematikwissenschaftliche Leistung höchster Abstraktion und Denkanstrengung ihr zugrunde liegt. Die Veranschaulichungskunst hatte also ihrem Gegenstand gedient, sie hatte den Wahrnehmungskreis der Fachleute überschritten.

Seit je besitzt Wissenschaft die absolutistische Definitionsmacht, ob, wie weit und auf welche Weise sie den von ihrer Arbeit Betroffenen, also uns allen, Teilhabe gewährt. Eine solche Position wirkt nicht nur nach außen, sie schlägt auch nach innen. Die schwierigen Forschungs- und Erkenntnisprozesse erzeugen bei den Peers eine Ordensgewissheit, die Störfaktoren durch immer neue Alibikonstruktionen abzuweisen geneigt ist. Kein anderer vermöchte zu verstehen, worum es geht, daher reiche es, die fachsprachlichen Verständigungsmodule hin und her zu reichen. Wie lebt einer eigentlich damit, ließe sich fragen, dass er an immer abstrakter werdenden Spezialthemen arbeitet, zu immer »kahleren Objekten« gelangt, weil er das Akzidentielle ausschließen muss? Wird das forschende Subjekt im Rückkopplungsverfahren möglicherweise selbst im-



mer »kahler«, immer ärmer und weltvergessen? Wird der Forscher ein Spiegelbild seines beschnittenen Gegenstandes? Sucht ihn fachintelligenter Autismus heim? Kann er überhaupt noch der Kommunikator seiner Arbeit sein? Ist er zu Darstellungen in der Lage, die Türen öffnen? Vermag er ein Einladender zu sein? Schwindet nicht die Kunst der *Invitatio*, einen Fachfremden zu Gast zu bitten, mit ihm die Früchte seiner Arbeit zu teilen? Bei Plinius bedeutet *invitare* »höflich behandeln«, und das ließe sich durchaus in zwei Richtungen verstehen, dem Gast gegenüber wie auch dem eigenen Forschungsgegenstand. *Innovatio* und *Invitatio* gehören zusammen. Es geht also auch um *Courtoisie*, den Eros der Kommunikation, die Qualität höherer Zivilisiertheit, die das ganze Subjekt meint, den vollständigen Menschen, nicht allein den »Wissenschaftler«, der leicht zum Troglodyten seiner Exklusivität werden kann. Wenn das ganze Subjekt handelt und spricht, gewinnt seine Kurvendiskussion nicht nur den elegantesten Lösungsweg als apokryphe Formel, sondern auch die einleuchtend schöne Darstellung auf den Monitoren der Öffentlichkeit.

Gesucht wird also die Sprache, die einem entfaltenen Bewusstsein des Forschers von der Komplexität seiner Aufgabe im Binnenverhältnis und seiner Verantwortung nach außen gerecht wird. In der Antike mag es solche Meister gegeben haben, Aristoteles oder Platon, und im vergangenen Jahrhundert Einstein. Es wird sie auch jetzt geben. Das »kahle Objekt«, das es zu beforschen gilt, wünscht sich die Rückkehr aus der Reduktion in die Lebenswirklichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Wiederbelebung durch kommensurable und einladende Darstellung, Wissenschaft

als Gastmahl, als Wort und Gegenwort. Es ist der Forscher, der der selbst erzeugten Kahlheit seines Objekts auch wieder abhelfen könnte. Aber wie? Durch Selbstbesinnung im Medium der Sprachgebung vielleicht. Löse er doch die Zunge, die er sich bei der Arbeit verbeißt, mit demselben ingeniosen Feuer, wie er sie betreibt – um davon zu *erzählen*. Er müsste auch der Märchenerzähler der Wahrheit seiner Erkenntnisse sein, müsste seine Versuchsanordnungen, seine Analysen aus der Stummheit in Sprache erlösen. Müsste sich selbst aus dem Spiegelbild seines »kahlen Objekts« zu dem Selbst befreien, das er als trinkender, essender, sorgender, unterhaltungslustiger Mensch sein kann. Er möchte sich bitte von der Ab- und Aufspaltung seiner Person verabschieden.

Das wäre wie die Erweckung des tot scheinenden Steins durch die höchst entwickelte Bildhauerkunst der griechischen Antike, die Herausarbeitung des Körpers im »nassen Gewand«. In solchen Skulpturen liegt das Gewand seinem Objekt dergestalt an, dass es dessen Wahrheit wie ein Forschungsergebnis in Erscheinung treten lässt und als Form auch selber existiert. Einem solchen Inbegriff von Darstellungskunst idealiter in allen Disziplinen zu folgen stellte Anforderungen an die Wissenschaft, von der sie oft nur nichts weiß.